

dtv

Als Giovanni Segantini sich 1875 mit siebzehn Jahren an der Akademie Brera einschreibt, hat er eine alptraumhafte Kindheit und Jugend hinter sich. Früh verwaist, lebt er erst bei der ungeliebten Halbschwester. Später landet er in einer Besserungsanstalt, wo ein Geistlicher sein zeichnerisches Talent entdeckt. Auf der Akademie freundet er sich mit Carlo Bugatti an, einem reichen Mailänder Bürgersohn, der schon einen Namen als Möbelbauer hat. Carlos schöne, verwöhnte Schwester Luigia verliebt sich in den scheuen Giovanni, der zum Erstaunen aller in der Akademie einen Preis nach dem anderen bekommt. Der Maler und das Mädchen werden ein Paar und bekommen vier Kinder. Es ist ein turbulentes Leben, aber Luigias Hingabe und Verständnis für Giovanni's unkonventionelle Lebensweise und seine unerschütterliche Liebe zu ihr wappnen sie gegen alle Widrigkeiten.

*Asta Scheib*, geboren am 27. Juli 1939 in Bergneustadt/Rheinland, arbeitete als Redakteurin bei verschiedenen Zeitschriften. In den Achtzigerjahren veröffentlichte sie ihre ersten Romane und gehört heute zu den bekanntesten deutschen Schriftstellerinnen. Sie lebt mit ihrer Familie in München.

Asta Scheib

# Das Schönste, was ich sah

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Asta Scheib  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag u. a. erschienen:  
In den Gärten des Herzens (13515)  
Frost und Sonne (21183)  
Beschütz mein Herz vor Liebe (21250)  
Das stille Kind (24854)  
Kinder des Ungehorsams (25288)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Ungekürzte Ausgabe 2011  
10. Auflage 2013  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
© 2009 Hoffmann und Campe Verlag GmbH, Hamburg  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: Marc Walter collection  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21272-4

»Die Kunst ist die Liebe, in Schönheit gehüllt.«

*Giovanni Segantini*



# 1

Faustschläge droschen gegen die hölzerne Haustür. Was sollte der Lärm!

Giovanni richtete sich auf in seinem Bett. Bice war natürlich auch erwacht. Sie fluchte leise und schlaftrunken: »Verdammt, die kommen wohl jedes Mal früher.« Giovanni warf den Schlafrock über. Fingal bellte und hatte sich schon an der Haustür postiert, als Giovanni herunterkam. Bewusst umständlich schob er den schweren Riegel zurück und öffnete die Tür erst einmal einen Spaltbreit. Wie erwartet, sah er einen Polizisten. Der zeigte einen Brief vor, den er vom Polizeikommissar aus Chur bekommen hatte. Giovanni's Stimme war rau vor Wut, als er fragte, warum man dermaßen früh das Haus aufwecken und die Kinder ängstigen müsse. Absichtlich übersah er den Brief in der Hand des Landjägers. Er wusste ohnehin, was er enthielt, und er weigerte sich, ihn anzunehmen. Stattdessen sah er durch den Mann hindurch zum Gebüsch vor dem Haus, sah den Tau auf den Blättern, auf den dichten Ästen der kleinen Tanne. Er hörte das Vogelkonzert wie jeden Morgen. Ein leichter Wind berührte sein Haar. Hier bin ich zu Hause, dachte er, und dass er sich gegen jeden wehren würde, der ihm das streitig machen wollte. Giovanni spürte, dass sein Herz stark klopfte. Er blieb im Türrahmen stehen. Hinter sich hörte er Bice und die Baba in der Küche miteinander reden und mit dem Geschirr klappern. Das tat ihm gut.

Der Landjäger war ein drahtiger Mann mit sonnenverbranntem Gesicht. Er schaute Giovanni aus seinen tiefliegenden Augen mit

schwer deutbarem Ausdruck an: »Man will Sie und Ihre Leute an die Grenze schicken, wenn Sie keine vorschriftsmäßigen Papiere herzeigen können.«

Seine Stimme war so voller Verachtung, dass sich in Giovanni langsam wieder die Wut aufbaute. Er müsse erst in seinem Gepäck suchen, brachte er mit mühsamer Höflichkeit heraus, er sei schließlich heute Nacht erst zurückgekommen aus Mailand.

Giovanni hatte sie so satt, diese Helfershelfer des Staates, die einfach nur taten, was ihnen aufgetragen wurde. Besonders diesem Kerl schien es Freude zu machen, ihn zu erniedrigen. Die Staatsdiener hatten keinerlei Risiko in ihrem Beruf, liefen herum wie Rösser mit Scheuklappen. Er hätte den Mann gern im Nacken gepackt und geschüttelt. Schon, um dessen dumpfe Selbstgewissheit ins Wanken zu bringen. Je sturer der Landjäger ins Leere starrte, desto aufgebracht wurde Giovanni. Er glaubte, sein Kopf werde jeden Moment vor Wut platzen. »Wenn man uns ausweisen will«, brüllte er schließlich den Beamten an, »brauchen wir ausreichend Zeit, uns eine Wohnung zu beschaffen. Sagen Sie das Ihrem Vorgesetzten!«

Schließlich hatte der Landjäger seinen Blick erwidert. Desinteresse mischte sich darin mit Verachtung und Überlegenheit. Natürlich wusste er, dass Giovanni Segantini auch nach tagelangem Suchen keine gültigen Papiere finden würde. Er war schriftenlos, das war den Behörden längst bekannt. Man erzählte sich, dass er ein berühmter Maler sei. Und wenn schon. Er gehörte nicht hierher. Nirgends gehörte der hin. Weder in die Schweiz noch nach Italien oder nach Österreich. In beiden Ländern hatte der sich vor dem Kriegsdienst gedrückt. Er war sich wohl zu fein dafür. Oder er war zu feige. Man sagte, er habe Schulden, mache sich aber ein feines Leben. Wie der schon aussah. Er steckte in einem Anzug, wie niemand hier ihn trug. Haare hatte der ja wie ein Wald Bäume. Groß war er, anscheinend kräftig. Man sollte ihn wohl besser nicht noch wütender machen.

Signora Bice, Segantinis Hausfrau, ja – das war ganz etwas anderes. Sie war aus Mailand, sagte man, aus guter Familie. Manche



Leute in der Gegend verehrten sie fast. Die schöne Blonde, wie sie genannt wurde, war zurückhaltend, aber hilfsbereit. Ihm tat sie leid. Überall verfolgt. Scheel angesehen. Ständig unterwegs von einer Bleibe zur nächsten. Und dabei hatte sie vier Kinder zu versorgen. Man sah, dass sie etwas Besseres war. Sie konnte Englisch sprechen, sogar Französisch. In ihrem Haus verkehrten berühmte Leute. Das bekamen die Bewohner von Maloja mit, wenn die feinen Herrschaften in ihren Kutschen anreisten. Darüber wurde gesprochen. Doch Signora Bice bat auch die Einheimischen höflich ins Haus, wenn jemand mit einem Anliegen kam. Die Kinder waren ebenso wohlherzogen und hilfsbereit wie die Mutter.

Da erschien sie auch schon hinter dem Maler. Signora Bice kam an die Tür. Sie grüßte freundlich, und der Beamte legte die Hand an die Mütze. Giovanni atmete auf. Der Druck, sich mit einem heftigen Streit zu wehren, verflog. Er schien ihm schon lächerlich. Er war froh, dass Bice ihn wieder einmal aus einer unangenehmen Situation erlöste. Er entschuldigte sich unter dem Vorwand, nach seinen Papieren suchen zu wollen. Dann ging er zurück ins Schlafzimmer, um sich anzukleiden. Er horchte ständig nach unten, fühlte sich wie ein Verbrecher.

Bice bot dem Landjäger an, sich doch auf ein Glas Wein in die Küche zu setzen. Nach kurzem Zögern kam er tatsächlich herein, begleitet von Fingal, der ein wenig knurrte. Der Beamte ging die vier Treppenstufen hinauf und blieb im Flur stehen, bis Bice ihm die Tür zur Küche öffnete. Verwundert sah sich der Mann in der Küche um, die über und über in einem strahlenden Blau gestrichen war. Regale mit Geschirr, Töpfen und Pfannen bedeckten die Wände, und die Hausfrau schrieb rasch etwas an ihrem Schreibtisch und stellte dann ein Kristallglas mit einem leichten Landwein vor den Beamten. Der staunte. Noch nie hatte er eine Küche in derart grellem Blau gesehen und schon gar keine mit einem Schreibtisch für die Hausfrau. Hier war scheinbar alles anders als sonst wo im Engadin.

Baba deckte geschickt Brot und Käse auf, und Bice berichtete, dass ihr Mann derzeit sehr überlastet sei, weil er für die Pariser

Weltausstellung 1900 ein großes Triptychon malen müsse. Der Polizist nickte schweigend. Dieser undurchsichtige, wenig zivilisierte Maler hatte offenbar viel Glück. Er lebte im vornehmsten Haus von Maloja. Der Wein war gut und der Käse fast noch besser. Die Frauen waren gute Frauen. Die Kinder arglos und fröhlich. Sie waren es wert, dass er ihnen half. Der Landjäger schrieb etwas in einen kleinen Block, riss das Blatt ab und gab es Bice. Dann stand er auf, sagte im Hinausgehen, dass man möglichst rasch an den Herrn Präsidenten schreiben solle, die Anschrift stehe auf dem Zettel. Der Herr Präsident habe Einfluss bis ganz nach oben, er könne die ständige Drohung mit der Ausweisung sicher abwenden.

Bice und Baba begleiteten den Landjäger bis vors Haus. Giovanni sah von seinem Fenster aus, wie der Polizist die Hand an die Mütze hob, sich verabschiedete und sich noch mehrmals umwandte. Kein Zweifel, dieser Büttel war scharf auf die beiden Frauen. Giovanni registrierte es nicht ohne Stolz. Bice hatte ihr auffallendes Blondhaar in einem strengen Knoten im Nacken gebündigt. Sie trug ein schwarzes, enges Seidenkleid, dessen Stoff Giovanni in Mailand gekauft hatte. Baba hatte, wie meist, ihre Graubündner Tracht angelegt und das Haar zu einem Zopf geflochten. Der Anblick der beiden hübschen Frauen an der Treppe war für Giovanni auch deshalb eine Freude, weil er wusste, dass sie den Landjäger besänftigt hatten. Vor den Behörden, die ihn oftmals in Panik versetzten, hätten sie jetzt wieder für eine Weile Ruhe.

Giovanni sah die Frauen ins Haus zurückgehen. Bice hatte gestern erwähnt, dass sie mit Baba nähen wolle. Als er nach einer Weile behutsam die Tür zum Wohnraum öffnete, sah er Baba vor einem großen Spiegel stehen. Sie hatte den Kopf schief gelegt, schaute konzentriert in den Spiegel, während Bice, Stecknadeln im Mund, ihr ein blaugrünes Mieder eng am Körper absteckte. Die Frauen und die Mode. Das war ein Thema, bei dem sich Giovanni nicht einmischte. Es sei denn, es ging um Kostüme für seine Bilder. Denn auch da unterstützten ihn die Frauen. Giovanni

schloss die Tür wieder ganz leise, weil er fürchtete, Bice könnte sich erschrecken, sich womöglich an einer Stecknadel verletzen. Bice durfte nichts geschehen. Manchmal kam es ihm vor, als wäre er auf sie angewiesen wie ein Kind. Wenn ja, war er von ihren Söhnen sicher der aufwendigste. Er wusste selbst, dass er nicht genug auf sich achtete. Dass er zu viel arbeitete. Jedoch – wie konnte er aufhören damit? Ohne aufsehenerregende Bilder kein Geld. Kein Ruhm. Keine Freunde.

Sobald er die größte Herausforderung seines Malerlebens bestanden hatte, seine Arbeit für die Pariser Weltausstellung, würde er mit Bice überall dorthin reisen, wo seine Bilder hingen. Bis nach Amerika wollte er. Aber zuerst nach Arco di Trento. Möglichst bald wollte er seine Heimat wiedersehen. Er war im unerlösten, unbefreiten Italien, in *Italia irredenta*, geboren, das damals zu Österreich gehörte. Er musste sein Land aber als Kind verlassen. Bis heute hatte er es niemals vergessen, war mit seinen Sehnsüchten und Vorstellungen ganz an Italien gebunden. Immer wieder passierte es, dass sich vor ein Bild, an dem er arbeitete, die Brücke von Arco schob, das eilig hüpfende Wasser der Sarca. Oder aber er schaute in Maloja aus dem Fenster und vermeinte hinter den Bäumen und Sträuchern die Straße seiner Kindheit zu sehen, die zu den Feldern mit Olivenanpflanzungen führte, zu den Mandelstauden, den Lorbeerbüschen und Maulbeerbäumen. Der intensive Duft der Feigenbäume, deren blaue Früchte oftmals seine einzige Nahrung gewesen waren, blieb lebendig in seiner Erinnerung.

Aber er würde niemals vergessen, in welchem Elend er seine Kinderjahre und die Zeit der Jugend hatte verbringen müssen.

## 2

Bis auf wenige Möbel hatte man ihnen alles weggepfändet. In der Wohnung waren noch drei Betten, ein Tisch mit Stühlen, angeschlagenes Geschirr und billiges, verbogenes Besteck. Wenigstens brauchten sie ihr Haus nicht abzuschließen wie Umberto, der als reicher Geizkragen verschrien war und Türen und Fenster verrammelte, selbst wenn er nur in die Trattoria ging. Bei Giovanni Eltern gab es nichts zu stehlen. Gar nichts. In einer alten Tasche verwahrte die Mutter das Bild seines Bruders. Er hatte Vittore geheißt. Oder Ludovico? Die Mutter, von Weinen geschüttelt, drückte das Foto an sich, rief mal diesen, mal jenen Namen. Immer wieder sah sie vor sich, wie Vittore oder eben Ludovico verbrannte. »In diesem Zimmer ist er verbrannt!«, schrie sie verzweifelt, anklagend. Aber wieso? Woher kam das Feuer? Giovanni wollte den Arm um die Mutter legen, sie trösten, sich selbst trösten. Doch sie stieß ihn weg, sie war offensichtlich böse auf ihn. Was hatte er denn getan? Nie bekam er eine Antwort. Auch nicht vom Vater. Tauchte der überhaupt einmal wieder in Arco bei seiner Familie auf, knurrte er nur gereizt, wenn Giovanni fragte. Einmal deutete er mit der Flasche auf seine Frau. »Schön war sie, meine Margherita, als ich sie geheiratet habe. Nicht mal dreiundzwanzig.« Dann sah er Giovanni aus seinen geröteten Augen an. »Alle haben ihr hinterhergesehen. Diese Haarpracht – phantastisch. Aber seit sie dich geboren hat, ist es aus mit ihr. Aus.« Der Vater trank den Rest Wein aus der Flasche und stimmte eines seiner Lieder vom Wein und

von der Liebe an. Seine Stimme klang rostig und brach vor Weinerlichkeit immer wieder ab. Giovanni konnte es nicht ertragen, wenn sein Vater sang. Da hörte er ja noch lieber dem Hund des Bäckers zu, der beim Mittagsläuten jaulte, als wäre er gerade von einer Wespe ins Maul gestochen worden.

Giovanni wusste auch nicht, was es bei ihnen zu besingen gab. Immer häufiger kam die Mutter ins Hospital, und Giovanni hatte manchmal das Gefühl, dass ihn etwas niederdrückte und lähmte. Hatte er Schuld daran, dass seine Mutter so elend war? Dass sie nicht sein konnte wie andere Mütter, gesund, laut und mit dem Geruch nach Küche in den Haaren? Oft sehnte er sich danach, so zu sein wie die anderen Jungen seines Alters. Sie bekamen morgens, mittags und abends zu essen. Ihre Kleidung war gewaschen, die Strümpfe gestopft, die Schuhe blank geputzt.

Wenn Giovanni durch die Gassen streifte, blickte er in Wohnungen – soweit sie im Parterre lagen – und sah Teppiche, Tische, Stühle mit Kissen, Lampen, Bilder der Vorfahren und jede Menge Topfpflanzen. In Giovannis Augen waren die Zimmer zum Ersticken überfüllt. Was taten die Leute mit all den Sachen? Die konnten sich ja kaum bewegen. Vielleicht waren diese Zimmer eine Art Ausstellung? Damit jeder sah, was man alles hatte. In der Kirche waren die Wände und die Decke auch überfüllt mit Teppichen, Statuen und Bildern. Das wusste Giovanni aus der Zeit, als er mit seiner Mutter oft die Kirche besucht hatte. Das war jetzt vorbei.

Stattdessen kam die Mutter immer wieder ins Hospital. Dann war ihr Bett mit den verschwitzten, schmutzigen Laken leer. In der Wohnung stank es nach Tod. Giovanni sah ihn bei der Tür hocken, den Tod. Er war schwarz, unheimlich, still, und er wartete auf die Mutter. Wenn man sie aus dem Hospital zurückbrachte, bezog eine Schwester ihr Bett, und ein kräftiger Mann trug die Mutter auf ihr Lager. Sie war müde, fiel in einen Halbschlaf und sprach leise von ihrem Blumengarten am Schloss der Eltern. »Castel di Fiemme«, murmelte sie, und Giovanni wusste, dass sie von früheren, besseren Zeiten sprach. Dann aber redete

sie von ihrer Wäsche, den Gläsern, dem schönen Geschirr, alles gepfändet, sie, eine de Girardi, musste den Offenbarungseid leisten. Sie weinte, sie rief nach Vittore oder Ludovico, sie sah Giovanni nicht an, der sich bemühte, ihr auf dem Löffel die Arznei einzugeben, wie es die Schwester ihm aufgetragen hatte.

Giovanni spürte nicht, dass seine Mutter schon längst in einer anderen Welt lebte, in der verlorenen Welt ihrer Kindheit. Er wusste nur, dass er nicht vorhanden war für sie. Dass nur sein Bruder, der Erstgeborene, ihr Herz und ihre Seele beschäftigte. Das verletzte ihn. Er hätte weinen können bei dem Gedanken. Aber das würde er nicht tun. Er schluckte es runter, das Weinen.

Schon als er auf die Welt gekommen war, sei er in einem schlechten Zustand gewesen, hatte ihm sein Vater einmal berichtet. Er habe nicht atmen und nicht schreien wollen. Ganz blau sei er gewesen. Morgens um acht Uhr sei er auf die Welt gekommen, und die Hebamme habe ihm sogleich die Nottaufe gegeben. Einen Tag später habe er vom Kaplan noch die ergänzenden kirchlichen Weiheakte empfangen. Sein Bruder Vittore Ludovico dagegen, der sei ein kräftiger Junge gewesen. Er habe seinen Eltern nie Sorgen gemacht, und seine Mutter habe fröhlich mit ihm getanzt und gelacht.

Jedes Wort des Vaters grub sich in Giovannis Seele ein. Sie hatten ihn nie geliebt. Beide nicht. Sollte sie doch tot sein, die Mutter. Sein Vater konnte gleich mitsterben. Was hatte er für Eltern? Kein Junge, kein Kind in Arco lebte wie er. Sich selbst überlassen, lief er meist ohne Ziel durch die Gassen, stand mit schmerzend leerem Magen auf der Brücke, während die anderen Kinder zum Abendessen gerufen wurden. Besonders wenn die Sonne schien, schämte er sich seines zerrissenen Hemdes, der blankgescheuerten, muffigen Hose, die er nicht waschen konnte, weil es seine einzige war.

Manchmal betrachtete er sich im Schaufenster eines Ladens. Er war ziemlich groß für sein Alter und dürr. Das sagte auch die alte Mossa. Seine Haare standen wie Spieße von seinem Kopf ab. Er hatte eine ziemlich große Nase, und die Augen glühten aus

seinem blassen Gesicht heraus. »Schwarzer Rabe Giovanni«, hatte ihm einmal ein Mädchen nachgerufen. Giovanni gefiel sich auch nicht. Rasch machte er, dass er weiterkam, ehe ein Ladenbesitzer herausstürmte und ihn verjagte.

Als er eines Tages herumstreifte, ohne zu wissen, was er mit sich anfangen sollte, und mit einem dünnen Weidenstiel Halbkreise auf den staubigen Weg malte, sah er einen frischgeschlüpften Vogel am Rand eines Gebüschs liegen. Das Vogeljunge hatte noch keine Federn. Mit seinem winzigen Bauch, seltsam rötlich, sah es erbärmlich aus, schutzlos. Der Schnabel war weit offen, so als rief das Junge laut um Hilfe. Mit der Spitze seines Steckens bewegte Giovanni vorsichtig den kleinen toten Körper. Anfassen mochte er das Junge nicht. Er schaute nach oben, suchte sorgfältig das Geäst über ihm ab, doch er konnte das Nest nicht entdecken. Dass der Vogel aus einem Nest gefallen war, schien Giovanni klar. Wo waren die Eltern? Sie mussten das Junge doch vermissen. Gab es unter den Vögeln auch Eltern wie seine, die ein Ei ins Nest legten, es ausbrüteten und dann sich selbst überließen?

Giovanni fühlte mit einem Mal ein brüderliches Mitleid mit dem Vogeljungen, und er begann mittels eines Steins, der ihm spitz genug erschien, ein Grab für das Vogeljunge zu graben. Ganz tief sollte es werden. So tief, dass kein Fuchs oder keine Katze das Vogeljunge fressen konnte. Dann polsterte er die Vertiefung sorgsam mit Gräsern aus, rollte das Junge behutsam in ein großes Blatt und legte es in sein Grab. Erst als er über den kleinen Kadaver noch eine Schicht Gräser gelegt hatte, schaufelte er die Erde behutsam wieder zurück, drückte sie fest und legte noch einen flachen Stein darauf, dass auch wirklich nichts und niemand mehr das Vogeljunge herausreißen konnte. Es hatte bestimmt den Schnabel deshalb so weit aufgerissen, weil es hungrig war, aufs Füttern gewartet hatte. Dabei war es zu weit über den Rand des Nestes geraten.

Wie gut Giovanni das Vogeljunge verstand. Hunger war in seinem Leben immer beherrschend gewesen. Schon wenn er als

ganz kleines Kind die Mutter um Essen gebeten hatte, war meistens nichts da gewesen. Weinte er vor Hunger, weinte die Mutter mit ihm. »Dein Vater hatte nie Glück mit seinen Geschäften«, erklärte sie apathisch, als er schon etwas älter war und einiges begriff.

Giovanni war ihr dankbar, dass sie nicht über den Vater schimpfte oder ihn verachtete, wie viele andere Leute im Ort. Und doch begann er, seinen Vater zu hassen, weil er ihn und die kranke Mutter ständig verließ. Sie war so hilflos, dass sie weder das Haus noch ihr Kind versorgen konnte. Seine stets vom Erstickten bedrohte Mutter. Giovanni saß bei ihr und vergaß oftmals selbst seinen Atem, so intensiv atmete er mit ihr.

Nur einmal hatte er erlebt, dass seine Eltern sich gemeinsam um ihn gekümmert hatten. Sie saßen jeder auf einer Seite seines Lagers, beugten sich besorgt über ihn, Kopf an Kopf. Und in dieser Stellung verharrten sie, bis er eingeschlafen war. Er musste damals etwa vier Jahre alt gewesen sein, als er unbemerkt in den Kanal Fitta gefallen war, der vor dem Haus der Eltern vorbeiführte. Der schmale Holzsteg über dem Kanal führte zu einer Färberei, auf deren Gelände sich Giovanni gern aufhielt, obwohl es ihm verboten worden war. Doch zog es ihn immer wieder dorthin, weil da ständig neue Farben die Wasserlachen zu schillernden Gebilden färbten, an denen er sich nicht sattsehen konnte. Besonders wenn die Sonne schien, füllten sich die farbigen Schlieren mit geheimnisvollem Glanz. Eigentlich fürchtete sich Giovanni jedes Mal, wenn er den wackligen Steg überquerte. Er wusste zum einen, dass es ihm verboten war, und außerdem grauste es ihn vor dem in den Kanal eingedämmten Gebirgsstrom, der so viel Kraft hatte, dass er ständig hoch aufschäumte und seine Wassermassen herumwirbelte, als würde unter der Oberfläche ein Riese in das Wasser treten.

Man hatte Giovanni gesagt, das Wasser könne mit seiner Kraft Mühlen antreiben, hauptsächlich Getreidemühlen, und es könne einen kleinen Jungen verschlingen wie eine Fliege. Er wollte nur



rasch über die Brücke laufen, rutschte und wurde von dem tosenden Wasser sofort abgetrieben. Seltsam – ohne Angst hatte er die Augen geöffnet und gesehen, wie er unter einer steinernen Brücke dahinschoss. Flüchtig sah er am Ufer Wäscherinnen stehen, sie schrien wie närrisch, rannten am Ufer entlang, und Giovanni sah, wie er auf das große Rad der Zahnradmühle zutrieb. So viel Licht, grün- und goldfunkelndes Licht war um ihn gewesen. Dann war ein Schatten neben ihm aufgetaucht, hatte ihn gepackt und mit aller Kraft ans Ufer gezogen. Es war ein Soldat namens Domenico Morghen, der ihn gerettet hatte, und die österreichische Regierung bezahlte ihm für diese Heldentat 25 Gulden. Seine Eltern sprachen noch oft davon. So viel Geld für das Leben ihres Kindes.

Giovanni wusste, wie bedürftig seine Eltern waren. Der Staat musste ihnen Geld geben. Nachbarn hatten ihm das berichtet und die alte Mossa. Giovanni spürte, dass es seinen Eltern unangenehm war, abhängig zu sein, und das tat ihm weh. Er schämte sich. Wie heruntergekommen sein Elternhaus war, sah er dagegen nicht. Es stand an der Brücke, die über die Sarca führte. Giovanni hatte das zweistöckige Haus mit den kahlen Stuben gern, er konnte dort tun und lassen, was er wollte. Sogar Feuer machen konnte er. Der Vater hatte ihm gezeigt, wie man das macht. Anders war es natürlich, wenn die in ihrer Krankheit eingeschlossene Mutter daheim war, bleich und apathisch auf ihrem Lager. Er wagte sich dann oftmals nicht in ihre Nähe, wartete auf den Vater, meist vergeblich. Rang die Mutter verzweifelt nach Luft, riss er die Fenster auf, holte in seiner Hilflosigkeit die Nachbarn. Sie gaben im Hospital Bescheid, worauf man die Mutter abholte, die dann wieder für Wochen weg war.

Wenn Giovanni Pech hatte und eine der frommen Schwestern feststellte, dass er ja auch noch vorhanden war, brachte man ihn zu der alten Signora Mossa, die auf der anderen Seite der Sarca wohnte. Er brauchte nur über die Brücke zu laufen. Signora Mossa bedauerte ihn jedes Mal wortreich, dass er mit einer ewig kranken Mutter geschlagen sei und der Vater auch nicht viel

tauge. Sie machte ihm aber trotz der Redeflut Tee oder einen Becher warme Milch – was sie gerade für ihn übrig hatte. Das war nicht viel. Sie lebte ebenfalls von der Zuwendung der Behörden und entgalt das durch kleine Dienste wie eben die Betreuung des vernachlässigten Giovanni Segatini. Der arme Junge. Mit so einer Mutter musste das Kind ja trübsinnig werden. Immer nur Siechtum, Luftnot, Jammern. »Das ist kein Leben für dich, das muss man sich mal ansehen, nur noch Haut und Knochen, du brauchst eine gesunde Familie und kräftiges Essen! Deine Mutter kann wohl nicht leben und nicht sterben. Sie hat noch nie für ihre Kinder gesorgt. Für dich nicht und für deinen armen verbrannten Bruder wohl auch nicht, sonst hätte das Unglück ja nicht geschehen können! Oder?« Da Giovanni stumm blieb, schwieg sie ein bisschen beleidigt, doch am nächsten Tag machte sie Giovanni wieder klar, dass seine Mutter zu nichts nutze sei.

Trotzdem wollte Giovanni, dass die Mutter zurückkam. Er wollte auch wieder in die elterliche Wohnung, in der er allein war, aber frei. Er sehnte sich danach, für die Mutter Tee zu kochen, schweigend bei ihr zu hocken. Schief sie, lief er im Ort herum, sah in unbestimmter Sehnsucht hinauf zum Schlosshügel. Er schien ihm schön und unheimlich zugleich. Seltsame Gebäude waren über den mächtigen, schroffen Felsen verstreut, hatten sich bis an den Rand des Abgrunds gewagt. Man hatte ihm gesagt, das seien Ruinen einer ehemals wunderbaren Burg. Jetzt weideten Ziegen und Schafe dort zwischen hohen Zypressen, die schwarz und melancholisch aussahen wie ein langer Trauerzug. Wohnte dort oben noch jemand? Vielleicht so ein Junge wie er? Bestimmt nicht. So arm, wie Giovanni war, das gab es nur einmal in Arco. Und wenn schon. Giovanni rannte über die Brücke und spuckte in die Sarca. Im Sommer brachte er sonnenwarme Feigen mit heim und Taschen voller Oliven. Auch Mandeln stahl er. Tomaten oder Obst. Aß alles gierig auf. Nicht selten bekam er Bauchweh davon. Das war rasch vergessen. Manchmal steckten ihm die Nachbarinnen Milch, Käse, Mohrrüben zu. Ein Stück Brot. Sie taten es nicht ohne Arg, waren neugierig, die kranke

Mutter zu sehen, ihn nach dem Vater zu fragen. Da Giovanni schwieg, gaben sie ihm und sich selbst die Antwort, dass sein Vater ein Straßenhändler sei, ohne festen Wohnsitz. »Er hat doch Konkurs gemacht, wisst ihr das nicht, er hat betrogen, falsche Angaben gemacht, und jetzt darf er sich nicht mehr bei der Kammer eintragen! Er darf nicht mehr zurück nach Trient! Mit dem ist es aus und vorbei!«

»Aber er kann eigentlich nichts dafür«, meinte eine andere, offenbar gutmütigere Frau. »Er war der Sohn eines Hanfhändlers, die Familie war gut situiert, und er übernahm das Geschäft. Aber ihr wisst doch selbst, dass es mit der Hanfkultur plötzlich bergab ging, alle Hanfhändler arbeitslos wurden und umschulen mussten.«

Die Nachbarin Maria sagte aber wieder abschätzig, dass sie vor keinem Mann Achtung habe, der auf Kosten der Gemeinde lebe, wenn er zufällig mal vorbeikäme, und dass er ein Tunichtgut sei. Auch Frau und Kind lebten ja auf Kosten der Behörden von Trient. Sie fragte Giovanni scheinheilig, warum er nicht mit seiner Mutter in deren Heimat gehe, nach Castel di Fiemme.

»Ich hab gehört, sie ist von Adel«, rief eine dürre, knochige Frau, die Giovanni gar nicht kannte, »es hieß, sie käme aus einem Schloss. Ist denn da was dran?«

»Ich weiß es genau«, tat sich Maria wichtig, »In Ala haben sie geheiratet. Er war schon ein alter Esel von neunundvierzig Jahren und verwitwet. Zwei Kinder hatte der aus seiner ersten Ehe, das war zu viel für die neue Frau. Sie war dreiundzwanzig, wahrhaftig aus adliger Familie, glaubt mir.«

Bei diesen Worten lachten die Frauen, und eine rief, von dem Adel der Girardi könne man aber offensichtlich nichts abbeißen. Wieder kicherten die Frauen schadenfroh, und in Giovanni glühte der Hass. Hass. Er würde die Nachbarinnen am liebsten treten und anspucken. Das konnte er sich aber nicht leisten, denn wenn es der Mutter ganz schlechtging, brauchte er die Hilfe der Frauen, die dann ihre größeren Kinder zum Hospital

um Hilfe schickten. War der Vater mal daheim, tuschelten und lachten sie verstohlen auch über ihn, wagten es aber nicht, ins Haus zu kommen.

Giovanni hörte gar nicht auf dieses Geschwätz. Er hatte zu Hause eine wichtige Aufgabe. Oftmals musste er die zitternde Hand seiner Mutter halten, damit sie überhaupt ihren Namen unter die Quittungen für ihre Arznei krakeln konnte. Manchmal wusste sie ihn vor Schwäche nicht mehr so genau und schrieb ihn ganz unleserlich. Sie musste auch einmal im Monat quittieren, dass sie drei Gulden in österreichischer Währung für sich und ihren Sohn erhalten hatte. Die Schwestern zahlten es mit wichtiger Miene, als verteilten sie Reichtümer, vor seiner Mutter auf die Bettdecke. Dann folgten die immer gleichen Ermahnungen: »Betet zu Gott. Seid dankbar, dass er uns seinen Sohn geschickt hat. Und du, Giovanni, vergiss nicht, zum Gottesdienst zu kommen. Es ist eine Sünde, wenn du die Messe versäumst!«

Waren sie endlich davongesegelt, rannte Giovanni los, kaufte Brot, Butter und Milch. Manchmal sogar ein wenig Rotwein, Zucker und einige Eier. Er verquirlte Rotwein und Ei mit etwas Zucker in einem Glas und brachte es der Mutter. Oder er machte Milch heiß und tat kleine Brocken Weißbrot hinein. Meist bekam die Mutter nichts herunter. »Iss du, Giovanni, bitte, iss es selber, ich kann nicht.« Das tat er dann auch, hungrig, wie er war. Er sagte sich, dass sie nichts wegwerfen durften, die drei Gulden reichten nie bis zum nächsten Monat.

Bald musste er wieder seine Streifzüge aufnehmen über den Markt, wo er Abfälle vom Obst und vom Gemüse bekam oder es sich unter den Ständen zusammensuchen durfte. Sah er den Pfarrer in ein Wohnhaus gehen, eilte er rasch zum Pfarrhof und sah nach, wo sich die Haushälterin aufhielt. Sie war noch nicht alt, aber stocktaub und hörte es nicht, wenn er in die Vorratskammer kletterte. Noch nie hatte sie ihn erwischt, wenn er Eier gestohlen hatte, Butter und zum Trocknen ausgelegte Nudeln. Giovanni fragte sich jedes Mal, wann die beiden, der Pfarrer